

(Nachdruck verboten.)

80]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete brach sich Bahn bis zum Billardzimmer. Cäsar war draußen geblieben; halb fürchtete, halb hoffte er, daß es zu Gewaltthatigkeiten kommen würde, jedenfalls hielt er es nicht für schädlich, auf dem Schauplatz derselben sein Antlitz leuchten zu lassen.

„Hallo! hier ist Urias,“ rief Noß. „Man braucht nur den Teufel an die Wand zu malen — dacht' ich es doch. Sie haben wohl nie die Geschichte von David und Urias gelesen? Hätten es thun sollen! Wäre gut für Sie gewesen, Herr. — David war ein großer Mann, o,“ (mit spöttischer Nachahmung von Petes Mankischer Sprechweise) — „ein erschrecklich wunderbarer, phänomenal großer Mann. Urias war sein Knappe — desgleichen schrecklich geschickte, aber besonders so grün, daß die alte Kuh ihn gerne gefressen hätte. Und Urias hatte eine hübsche, kleine Frau. So hübsch, daß sich's gar nicht sagen läßt. Als aber Urias fort war, nahm David sie zu sich und dann, und dann“ (er ließ den Mankischen Dialekt wieder fallen), „in der Bibel steht zwar nichts davon, doch David sagte dem Urias, sein Weib wäre tot, hahahaha!“

„Wer sah sie denn liegen?“

„Ich,“ sagte die Fliegen.

„Ich sah sie“ —

„Weg da! Lassen Sie los! Zu Hilfe! Sie ersticken mich ja. Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Mit zwei Schritten hatte Pete Noß gegenüber gestanden, ihn mit der einen Hand an der Kehle gepackt, ihm ein Bein gestellt, ihn rückwärts übers Knie gelegt, und nun hielt er ihn wie in einem Schraubstock fest.

„Selbst, helfst! uf, uf!“ ächzte der Bursche und sein Gesicht wurde blau.

„Sie sind es nicht wert!“ sagte Pete. „Ich wollte Sie mit den Händen erdrosseln, um Ihrem erbärmlichen Leben ein Ende zu machen, weil Sie die Lebenden verunglimpfen und die Toten lästern; doch Sie sind nicht wert, daß man sich Schretwegen hängen läßt. Auch ist's dasselbe Blut, das in Ihnen fließt und ich schäme mich für Sie. Da — stehen Sie auf!“

Mit einer Geberde unbeschreiblichen Ekels schleuderte Pete den Mann auf den Boden hin; er fiel über sein Queue und zerbrach es.

Die Leute im Haus drängten in die Stube herein und stießen mit Pete zusammen, welcher hinaus ging. Sein Gesicht trug einen harten, bössartigen Ausdruck. Auf den ersten Blick hielt man ihn für Noß, so sehr hatte ihn die wilde Leidenschaft entstellt.

Cäsar ging mit schweren Schritten draußen auf dem Pflaster herum. „Werden Sie mich's jetzt thun lassen?“ zischelte er ihm mit verbissener Wut zu.

„Thun Sie, was Sie wollen,“ erwiderte Pete grimmig.

„Die Bösen werden gefangen in ihrer eignen Bosheit. Preis sei dem Herrn, Selah,“ sagte Cäsar, und sie schieden am Eingang zum Gerichtshaus von einander.

Pete ging nach Hause. „Es ist eine Lüge!“ murmelte er vor sich hin. „Sie ist tot, sie ist tot!“

Am Gartenthor kam ihm der Hund mit freudigem Gebell entgegen. Dann schoß er zurück nach der Hausthür, welche offen stand. „Es muß jemand gekommen sein.“ dacht' Pete. „Sie ist tot,“ murmelte er dann wieder. „Der Mann hat gelogen. Sie ist tot.“ Mit wankendem Schritt ging er den Gartencypfad hinauf.

VII.

Während im Gerichtshaus zu Ramsay der Deemster unter dem Baldachin Platz nahm und alle Anwesenden sich bei seinem Eintritt ehrfürchtvoll erhoben, schleppte sich auf der Landstraße ein armes, wandermüdes Weib nach der Stadt zu. Sie mußte von weit hergekommen sein, denn sie ging mit mühseligen, schweren Schritten. Von Zeit zu Zeit ruhte sie aus, setzte sich aber nicht, sondern stand nur eine Weile an einen Feldzaun gelehnt und hielt sich an der obersten Querstange fest.

Als sie aus den dunklen Gäßchen in die erleuchteten Straßen trat, beschleunigte sie einen Augenblick ihre Schritte, zögerte wieder und ging dann abermals schneller. Sie hielt sich dicht an den Häusern, als ob sie nicht bemerkt werden wollte, und benützte oft einen schlecht erleuchteten Durchgang, um ihren Weg abzukürzen. Wäre ihr jemand gefolgt, so würde er gesehen haben, daß sie mit jedem Winkel der Stadt vertraut war.

Etwas Jammervolleres als der Anblick, den dieses Weib bot, läßt sich kaum denken. Nicht daß ihr Anzug so armfelig gewesen wäre, obschon er schlecht und abgetragen aussah, sondern weil sie den Stempel der Erniedrigung trug und ihr scheues Wesen dem eines Hundes glich, der sich verirrt hat und hinter dem die Kinder herjagen. Sie war mit einem langen Mantel von blauem Hausgespinnst bekleidet, den ein großer Haken dicht unter dem Kinn zusammenhielt, und hatte die Kapuze über den Kopf gezogen. Aber trotz dieser Tracht der alten Mankfrauen und trotz ihrem schwankenden Gang machte sie einen jugendlichen Eindruck. Wo bei den alten Frauen vom Lande die weiße Krause der Haube unter der Kapuze hervorsteht, trug sie einen Schleier, der von einem Gut herabzuhängen schien.

Die Seltsamkeit ihres Aufzuges, der so wenig zusammenpaßte, erregte Aufmerksamkeit; die Frauen traten aus ihren Häusern und gingen zur Thür der Nachbarin hinüber, um ihr nachzusehen. Selbst die Knaben, welche an den Straßenecken spielten, sahen verwundert auf, als sie an ihnen vorbeikam.

Im ganzen wurde sie aber nicht sehr beachtet. War die Stadt doch gerade in ungewöhnlicher Bewegung. Eine aufgeregte Menge stutete durch die Straßen. Alle strebten nach dem gleichen Ziele hin. Dies Ziel war der Gerichtshof.

Der Platz vor dem Gerichtshause war auf drei Seiten dicht voll Menschen, die sich sowohl auf den gepflasterten Wegen, als auf dem umgitterten Rasenplatz angeammelt hatten. Auf der vierten Seite lief das kleine, dunkle Hintergäßchen an der Thür vorbei, die in den Gefängnis Hof führte und zugleich der Eingang des Deemsters war. Alle Fenster waren erleuchtet und standen zum Teil offen. Einzelne Leute drängten sich dicht an die Mauern, um zu horchen, andre hatten die Fensterhölzer erklettert, um sehen zu können. Das breite Eingangsthor wurde von einer dichten Menge umlagert, die hartnäckig ihren Standort behauptete.

Das Weib hatte die erste Ecke des Platzes erreicht, als das Thor aufging und es über den Köpfen der Menge plötzlich licht wurde. Ein Mann war herausgekommen. Er brach sich durch das Gedränge Bahn, einen Schweif von Leuten hinter sich her ziehend, die ihn mit Fragen bestürmten.

„Wundervoll,“ sagte er, „die Rede des Deemsters. O, ein Daniel kam zu richten. Tom thut mir zwar leid. Er kommt ins Gefängnis. Mir ist's leid um den alten Freund — des Herrn Wille aber geschehe! Laßt nie die Bande der Jungeneign Nieme und Schlingen werden, um Eure Füße zu jagen. Er wird mindestens fünf Jahre bekommen und — so Gott will — das Ende davon nicht erleben.“

Es war Cäsar. Er ging quer über die Straße nach der „Bischöfsmühle“. Das Weib zitterte und bog in das dunkle Hintergäßchen ein. Sie ging jetzt rascher als je. Doch wie sie so über das holprige Pflaster hinschwankte, blieb sie plötzlich beim Klang einer Stimme stehen. Sie war gerade an die Thür des Gefängnis Hofes gekommen, welche offen stand. Auch die Thür des Korridors, der von dem Deemsterzimmer in den Gerichtssaal führte, war nicht geschlossen, vermutlich um die Hitze des überfüllten Raumes zu mildern.

„Thue recht und fürchte Dich nicht,“ sagte die Stimme. „Wenn auch heute hier vieles aus Irrtum unrichtig dargestellt wurde und mancher falsche Eid mit Vorbedacht geleistet, von dem nur Gott weiß und das Gewissen des Schuldigen — so ist die Wahrheit doch mächtig und wird schließlich den Sieg behalten. Das bedenket wohl!“

Das arme, wandermüde Weib stand in der Dunkelheit und zitterte! Sie preßte die Hände auf ihre Brust, ihr Kopf sank herab, und ein halb erstarrtes Stöhnen entrang sich ihren Rippen. Sie kannte die Stimme. Einst war sie ihr unaussprechlich teuer gewesen und hatte mit süßen Tönen der Liebe

ihrem Ohr geschmeichelt. Es war die Stimme des Deemsters. Er sprach vom Richterstuhl herab — das Volk hing an seinen Lippen. Und sie stand im Schatten des dunklen Gäßchens neben den Gefängnismauern.

Das Weib war — Käthe. Sie war wirklich in London gewesen, aber daß sie dort ein Leben der Schande geführt hatte, war erlogen. Im Lauf von sechs Monaten war sie bis in die Tiefen der Armut und Entbehrung gesunken. Eines Tages traf sie zufällig auf Noß Christian. Er kam soeben aus Man zurück und erzählte ihr von der Krankheit des Kindes. Noch am selben Abend wendete sie ihr Gesicht der Heimat zu. Jetzt war sie schon seit drei Wochen wieder auf der Insel, doch war sie damals ohne Mut, schwach an Gesundheit und von Geld entblößt angekommen. Der Schnee fiel, die Nacht war schneidend kalt, und sie schleppte sich betäubt und erstarrt bis zu einem einsamen Hause fort, wo sie um Schutz bat, bis das Unwetter vorüber sei.

In dem Hause wohnten drei alte Leute, zwei Brüder und eine Schwester, die immer zusammen gelebt hatten. Bei ihnen hatte Käthe drei Wochen lang krank gelegen, und den Mantischen Mantel hatte ihr die alte Frau als Abschiedsgeschenk über ihre dünn bekleideten Schultern gehängt.

Als Käthe wieder unterwegs war, erkannte sie wohl, wie thöricht ihre Reise gewesen. Sie glich einem Seefahrer, der im fernen Hafen beunruhigende Nachrichten aus der Heimat empfängt und dann nichts weiter hört, bis er nach Hause kommt. Ein Monat war inzwischen vergangen. Wie viel hatte sich da nicht ereignen können. Das Kind war vielleicht gesund geworden, es konnte auch tot und begraben sein. Dennoch trieb es sie weiter fort.

Als sie London verließ, war sie von Bitterkeit gegen Philipp erfüllt gewesen. Er war schuld daran, daß sie sich je von ihrer Kleinen getrennt hatte. Sie wollte zurückkehren. Brachte sie Schmach und Schande über ihn, so mochte er's tragen. Als sie sich aber der Heimat näherte, verging dieser Nachedurst. Nichts blieb zurück als ein inniges Verlangen, bei dem Kinde zu sein und das Gefühl ihrer Erniedrigung. Jedes ihr bekannte Gesicht schien sie an den Wechsel zu mahnen, der mit ihr vorgegangen war, seit sie es zum letztenmal gesehen. Sie getraute sich weder zu fragen, noch zu reden, noch sich zu entdecken.

Während sie im Gefängnißhof stand und auf Philipps Stimme horchte, deren Zauberbann sie festhielt, erhob sich ein leises Zischen, dem eine kurze Stille folgte, wie wenn eine Rakete in die Luft steigt. Der Deemster war mit seiner Rede zu Ende; die im Gerichtssaal Versammelten atmeten hörbar auf und bewegten sich auf ihren Sätzen.

Eine Minute später stand sie vor ihrem alten Heim, das nicht mehr das ihre war, und an das sich so manche bittere Erinnerung heftete. Es sah dunkel und freudlos aus. Ein Licht hatte im Besuchszimmer gebrannt. Der Docht war aber ganz verzehrt und die Flamme knisterte nur noch in dem zerschmolzenen Fett. Als Käthe in die Stube hineinblickte, leuchtete es noch einmal auf und verlöschte.

Während der letzten Meile ihrer Reise hatte sie im voraus einen Entschluß gefaßt. Sie wollte nach dem Hause hinschleichen und horchen, ob sie eine Kinderstimme vernähme. War das der Fall und klang die Stimme wie die eines gesunden Kindes, dann wollte sie sich zufrieden geben und wieder gehen. Hörte sie nichts, gab es kein Kind mehr dort im Hause, war es gestorben, so wollte sie auch gehen — wie und wohin, das wußte Gott allein.

Die Straße war still. Mit zitternden Fingern klinkte sie die Gartenthür auf und trat hinein. Aus der Wohnung erklang kein Ton. Sie ging ein paar Schritte weiter und lauschte gespannt. Nichts ließ sich hören. Immer tiefer sank ihr Mut. Sie sagte sich, daß, wo im Hause ein Kind wäre, sein Stimmchen überall vernehmbar sei und seine Gegenwart die ganze Luft erfülle. Doch, da fiel ihr ein, daß es schon spät war und Nacht, daß auch ein gesundes Kind jetzt schon gebadet und zu Bett gebracht sein würde. „Wie thöricht,“ dachte sie und machte wieder einige Schritte.

Ihre Absicht war, das Flurfenster zu erreichen und hinein-zusehen, bevor sie es aber thun konnte, kam etwas den Pfad entlang auf sie zugelaufen. Es war der Hund, der wütend zu bellan anfing. Auf einmal hielt er inne und sprang freudig an ihr empor. Dann brach er in erneutes Bellen aus, diesmal aber zum Zeichen des Wiedererkennens und der Freude; er schoß in das Haus, kam bellend zurück und sprang, sie froh begrüßend im Kreise um sie herum.

Behend aus Furcht vor augenblicklicher Entdeckung, schlich sie unter den alten Baum und wartete. Niemand kam aus dem Hause. „Sie müssen alle fort sein,“ sagte sie sich, und bei diesem Gedanken fiel ihr die Gewißheit, daß das Kind gestorben sei, wie ein schweres Unglück aufs Herz.

Trotzdem ging sie bis zur Vorhalle und horchte. Es war aber drinnen nichts zu hören als das Ticken der Uhr. Ihren Mut zusammenfassend, drückte sie mit den Fingerspitzen die Thür auf. Als diese über die Binsen auf der Diele streifte, entstand ein Geräusch. Käthe stieß einen schwachen Schrei aus und zog sich zitternd zurück. Den Augenblick darauf war wieder alles still. Das Feuer strahlte eine starke, rote Glut über die Wände und die Decke aus. Es kam ihr vor, als sei der Raum fast leer, doch hatte sie keine Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen. Sie langsam und vorsichtig bewegend, schlüpfte sie in das Zimmer.

Jetzt hörte sie etwas wie ein Wimmern im Schlafe, bei dem sie erbehte. Sie sah nun sofort den Gegenstand, nach dem sie gesucht hatte — die Wiege, welche mit dem Schirmdach gegen die Thür und dem Fußende nach dem Feuer zu stand. Im nächsten Moment lag sie auf den Knien daneben, beugte sich auf das Kind herab, das so anders aussah und nach Milch und Schlaf duftete. „Mein Liebling, mein Herzblatt!“ rief sie leise.

Das war der Augenblick, als Pete den Gartenpfad heraufkam. Der Hund umsprang und umbellte ihn. „Sie ist tot,“ sagte er vor sich hin, „der Mann hat gelogen, sie ist tot.“ Mit diesem Wort auf den Lippen schleppte er sich mühsam in das Haus. Dabei bemerkte er jedoch, daß schon jemand drinnen war. Ehe sein Auge es gesehen, hatte das Ohr es ihm bereits verraten. Er vernahm eine Stimme, welche ihm wohlbekannt war, obgleich ihm schien, als hätte er sie nur im Schlaf und Traum gehört. „Mein süßer Liebling! Mein süßer, rosiger Liebling! Mein Herzblatt! Mein Engelskind!“ sagte die sanfte, wohlklingende Stimme.

Er sah eine Frau neben der Wiege knien; sie hatte beide Arme darin vergraben, als ob sie das schlafende Kind umschlungen hielte. Die Kapuze war ihr zurückgefallen, ihr Kopf war unbedeckt. Der Feuerschein fiel auf ihr Gesicht und Pete kannte es. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um zu sehen, ob die Erscheinung verschwinden würde, aber sie blieb. Er versuchte zu sprechen, doch die Junge versagte ihm. Regungslos starrte er sie an und konnte die Augen nicht davon abwenden.

Käthe hatte gehört, wie die Thür sich öffnete, und hob erschrocken den Kopf. Pete stand vor ihr mit zornigem Ausdruck im Gesicht. Dann verwandelte sich der Ausdruck und er sah sie an, als ob sie ein Geist wäre. „Wer bist Du?“ fragte er voll heimlicher Ehen.

„Kennst Du mich nicht?“ erwiderte sie zaghaft.

Es schien als hätte er sie nicht gehört. „So ist es denn wahr,“ murmelte er. „Der Mann hat doch nicht gelogen.“

Sie fühlte die Knie unter sich wanken. „Ich bin nicht gekommen, zu bleiben,“ stammelte sie. „Man hat mir gesagt, daß das Kind krank wäre, und ich konnte nicht anders, ich mußte zurückkommen.“

Noch immer sprach er nicht. Wie er sie ansah, wurde sein Gesicht furchterregend. Auf ihrer Stirne brach der Angstschweiß aus.

„Kennst Du mich denn nicht, Pete?“ fragte sie hilflos.

Immer noch sah er auf sie nieder — mit festem, drohendem Blick.

„Ich bin Katharine,“ sagte sie, die Augen nieder-schlagend.

„Katharine ist tot,“ erwiderte er tief in Gedanken.

„O, o!“

„Sie liegt im Grabe,“ sagte er wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

ek. **Etwas vom Bartkultus.** Ein englischer Beobachter macht darauf aufmerksam, daß der Kult des Bartes langsam aber sicher abnimmt, daß das bärtige Männerantlitz immer mehr dem glattrasierten Kinn und bartlosen Gesicht Platz macht. Diese Mode hat sich in Amerika in den großen Städten langsam verbreitet und scheint jetzt auch europäische Länder, zunächst England zu beeinflussen. Bei uns in Deutschland dürfte sich vorläufig allerdings noch die

Beobachtung mehr aufdrängen, daß gerade die jüngsten Leute mit Borliebe mit „versuchswaisen“ Vollbärten herumlaufen. Die Mode, wie die Männer das Haar im Gesicht tragen, wechselt im Allgemeinen nur sehr langsam; in der Regel läßt sich das Individuum dabei mehr durch persönlichen Geschmack und Bequemlichkeit beeinflussen, als durch Rücksicht auf die Gebote der Mode. Wenn sich aber das bartlose Gesicht im allgemeinen im neuen Jahrhundert wirklich mehr durchsetzen sollte, so wäre damit wieder eine Epoche der langen und episodischen Gesichtsbildung des Bartes abgeschlossen. Die alten Hebräer waren stolz auf die Länge ihrer Bärte, die als ein Zeichen männlicher Kraft und als verehrungswürdig für die Jugend angesehen wurden. Die Juden und andre Orientalen schwuren die heiligsten Eide bei ihrem Barte. Auch die Assyrer wandten der Pflege des Bartes große Aufmerksamkeit zu, er wurde gewaschen und parfümiert, dann kunstvoll nahe der Haut gelockt und die Enden zu cylindrischen Rollen gedreht. Die alten Ägypter dagegen rasierten sich das Gesicht glatt; aber sie stellten ihre Götter oft mit einem cylindrischen Knebelbart am Kinn dar. Die jungen Griechen und Römer trugen gewöhnlich keinen Bart; reisere Männer scheinen jedoch das Haar auf dem Gesicht haben wachsen lassen. Kaiser Julian schrieb ein Werk, das eine stolze Anklage gegen das Tragen des Bartes gewesen sein soll. Alexander der Große verbot seinen Soldaten, einen Bart zu tragen, weil er den Feinden als Handhabe dienen konnte. Plinius und Varro erzählen, daß die Römer sich erst um 452 v. Chr. zu rasieren begannen, als Publius Vena Barbieri von Sizilien brachte. Die Etrusker trugen lange spitze, vorn aufgeschlagene Bärte. Die Angelsachsen trugen Bärte bis zur Zeit der normannischen Eroberung, und erst Wilhelm der Eroberer zwang sie, sich zu rasieren. Die Mode, einen Bart zu tragen, wurde dann erst zur Zeit der Tudors wiederbelebt. Unter Heinrich VIII. Regierung wurde das Tragen eines Bartes so allgemein, daß die Behörden von Lincoln zum den Trägern von Bärten verboten, am großen Tisch zu sitzen, wenn sie nicht doppelt bezahlten. Dann folgte eine Steuer auf Bärte, je nach der Lage der Träger. Zur Zeit der Königin Elisabeth mußte für jeden Bart, der länger als zwei Wochen wuchs, eine Steuer von 3 Schilling 4 Pence bezahlt werden. Damals hatten die verschiedenen Berufsstände verschiedene Formen. Die Geistlichkeit trug einen als „Kathedralebart“ bekannten Bart und Schnurrbart, und der Bart der Soldaten hieß „Spaten“ oder „Eilett“. Karl I. führte den schmalen spitzen Vandyke-Bart und weichen Schnurrbart ein, und dieser malerische Stil blieb bis zur Zeit Jakobs II. in Mode. Dann kam das glattrasierte Gesicht wieder auf und blieb während der ganzen georgianischen Zeit. Die Franzosen erfanden früher bei ihren Bartradien immer etwas Originelles. Zur Zeit Heinrichs IV. wurde der Bart an den Enden vieredig geschnitten, später in Form eines Fächers getragen, dann wie ein Schwabenschwanz oder wie ein Kriechschotenblatt mit gefräselten Spitzen geschnitten. Später bemühte man sich, den Stil der alten Assyrer wiederzubeleben, und die eleganten Franzosen trugen den Bart gewaschen und gelockt in langen cylindrischen Locken wie eine Reihe Gasröhren. —

— Die erste Berliner Stadtpost wurde unter dem Namen „Feldbotenpost“ vor mehr als 100 Jahren eingerichtet, und zwar auf Veranlassung der Berliner Kaufmannsgilde der Materialhandlung, denn die königliche Post beförderte damals noch keine im Orte bleibenden Sendungen. Die erste Anregung zu dieser Gründung gab die „Hamburger Fußbotenpost“, welche im Jahre 1797 mit Unterstützung der Hamburger Kaufmannschaft ins Leben gerufen wurde. Im Herbst 1800 begann die Berliner Fußbotenpost ihre Thätigkeit. Dieses Ereignis wurde durch eine öffentliche Bekanntmachung der Bevölkerung angezeigt und darin hervorgehoben, daß man vermittelt dieser Post alle in Berlin bleibenden Briefe, Karten, Risten, Pakete und sogenannte offene Bestellungen ohne alles Mißtrauen schnell und billig versenden könnte, und daß die „Stadtpost keineswegs nur für die Kaufmannschaft, sondern auch zur Bequemlichkeit des gesamten Publikums“ geschaffen sei. In mehreren Stadtteilen waren in offenen Läden Annahmestellen eingerichtet und durch eine rote Tafel bezeichnet. Das Hauptcomptoir war in der Klosterstraße 41 im Hause des Bildemeisters Tiegen, Vorsitzenden der Direktion der Fußbotenpost. Sämtliche Briefe, Postkarten, sonstige Druckfachen etc. wurden dreimal am Tage von mehreren Voten eingekammelt, die eine braune Uniform mit roten Aufschlägen trugen und ihr Raßen durch Läuten einer Glode ankündigten. Das Porto für die beförderten Briefschaften war für damalige Verhältnisse sogar außerordentlich billig. Für den einfachen Brief zahlte man 6 Pfennig, doppelte kosteten einen Groschen. Entgegen den heutigen Gepflogenheiten entschied damals aber über die Frage, ob ein Brief als doppelt oder einfach anzusehen sei, nicht das Gewicht, sondern der Umfang des Briefes. Geldbriefe bis zu 20 Thaler Courant oder 100 Thaler Gold kosteten einen Groschen. Für eine „offene“ Vesteilung mußten 6 Pfennig entrichtet werden, beschriebene Karten kosteten das Stück 6 Pfennig bei weniger als 6 Stück, das Stück 3 Pfennig bei einer größeren Anzahl. Das Porto für Pakete betrug bis 2 Pfund 1 Groschen, bis 15 Pfund 2 Groschen; machte die Größe der Pakete aber die Herbeischaffung eines Karrens erforderlich, so waren 3 Groschen zu zahlen. Diese erste Berliner Fußbotenpost ging im Jahre 1806 ein, als die Franzosen in Berlin einrückten. Erst im Frühjahr 1827 wurde wieder eine Fußbotenpost ins Leben gerufen. —

Theater.

Thalia-Theater. „Er und seine Schwester“, Posse mit Gesang und Tanz in vier Bildern. — Nicht weniger als fünf „Autoren“ sind an diesem neuesten Opus beteiligt. Zeltlicher Urheber ist der bekannte Wiener Librettist Bernhard D u c h b i n d e r. Dazu schrieb Julius Einödschöfer die Musik. In dieser Gestalt hat die Gesangsposse zuerst die Wiener „entzückt“. Die „Bearbeitung“ für die norddeutsche Bühne haben dann die beiden fingerfertigen Direktor-Direktoren des Thalia-Theaters, Jean Kren und Alfred Schönfeld, unter kompositorischer Beihilfe des Kapellmeisters Max Schmidt vollzogen; und dies mixtum compositum erlebte am letzten Sonnabend bei uns seine erste lärmende Auf-sührung. Fabrikat und Surrogat sind nunmehr unzweifelhaft „echt“. Die weanerisch-harmlose Gemüthlichkeit der Urmache wurde in lokalen Preeenwasser-Alt verwandelt. Diesmal spielt ein reichshauptstädtischer Jünger Krätzes, ein Briefträger Gustav Plenz, die Rolle des Spinnmachers und Kassenmagneten. Und der Thespistarran, an den unser Postler gespannt ist, fährt augenscheinlich gut dabei. Denn letzterer entpuppt sich nicht bloß als ein unverfälschter Berliner Junge nach Maßgabe lokaler Wigblätter von ungehähten Jahrgängen und ausgepöhlert mit den besten brüderlichen Tugenden und dito bekanntesten Späßen und Kalanern. Er hat dazu noch eine Schwester! „Lottchen“ ist zwar zur Zeit bloß Kammerjungfer bei einer Schauspielerin und dann Kaufmadel in einem Konfektionensalon. Aber Bruder Gustav, der sich auf so vieles versteht, hat — nicht ihr Herz — doch ihr Theaterblut entdeckt. Er bringt sie also auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Wie er das thut, das wollen wir getrost seiner Struppellosigkeit überlassen. Gernig, es gelingt ihm. „Lottchen“ tritt also auf und sticht die routiniertesten Jahrgänge vom Theater aus. Von ihr gibt, was die alten Römer von ihrem Cäsar singen: Sie kam, sah und — hätte bei einem Haar das Spiel verloren, wenn nicht ihr patenter Bruder, ein andrer Curtius, nicht gerade in den Erdsplatt, wohl aber mit der ganzen Wucht seiner fürsorglichen Liebe und seiner alle gegnerischen Nippen zertretenden Helfernatur für sie eingespungen wäre. Bei der Premiere kommt er dem seitens der angeflochtenen Schauspielerin Agathe Würden vorbereiteten Theaterstandal zu vor, indem er, der simple Zuschauer, im rechten Moment energisch Einspruch erhebt und, als man droht, ihn hinauszuweisen, vor das Publikum tritt und diesem in einer ebenso handfesten als thranenrührenden Rede die Mächenschaft der Rivalin Agathe aufdeckt. Rasch hat er das Publikum auf seiner Seite. Man wünscht, daß Lottchen nicht bloß weiter mime, sondern daß sie nun gerade das Couplet singe, dessentwegen der Kapellmeister auf Wunsch Agathes soeben „unpäßlich“ geworden ist. Wer soll nun dirigieren, das ist die große Frage. Gustav löst sie; er läßt nicht bloß Klarinette in einer ungarischen „Magnetkapelle“, sondern figurirt auch in der Musikkapelle der Briefträger zuweilen als Vicelapellmeister. Weil er sich also aufs Dirigieren versteht, so springt er für den fehlenden Dirigenten des Theater-Orchesters ein und erringt einen gewaltigen Sieg für den Dichter, für Lottchen und für sich. Was nun folgt, läßt sich ja leicht erraten. Lottchen kriegt andern Morgens gehortigte Theaterkritiken. Der Sprung vom Küchenstuhl auf die Bühne ist glänzend gelungen. Noch mehr. Amors Feil hat ihr Herz getroffen und am Schluß der Posse sind Dr. Walden, der Dichter, und „Lottchen“ ein „glücklich liebendes Paar.“ Was will man mehr? Ist's auch der bare Unfimt und wird der Tempel für hellere leichtgedürzte Mufen auch zum Cirkusstall für abgerissene Clownkerze — das Ganze hat doch „Methode“. Dies umsomehr, wo Guido Thielcher als „Briefträger“ alle Mimen seiner tolleren parodistischen Laune springen läßt, Fritz Helmerding eine so löbliche Karikatur eines „Barons Harpen“ zeigt und Gerda Walden ihr „Lottchen“ gesanglich und darstellerisch so resolut zum Siege über aller Herzen führt. Dies unvergleichliche Trio erfährt schließlich noch durch den unmöglichen, aber geispahigen „Redaktionsdiener Fackel“ des Herrn August Reiff eine drastische Komplettierung. Nimmt man dazu noch die hübschen Kostüm- und Tanzbilder aus dem ersten und zweiten Bilde, so ist aber auch alles „Gute“ erschöpft. Die Musik der Herren Einödschöfer und Max Schmidt trägt den Stempel richtiger „Kapellmeistermusik“. Sie entbehrt jeder originellen und originalen Figur und ist — etwa einige Tanzrhythmen und das Reklamelied auf das Ostseebad Heringsdorf ausgenommen — so flach wie trivial. Aber als Ganzes wird, fürchte ich, dieser neueste Theaterakt auf einige Zeit hinaus süßmische Kassenerfolge davontragen. — e. k.

Musik.

Oben auf den Brettern die Unterhaltungskomödie, unten im Orchester das feinste Gewebe von Melodie und Instrumentation; im ganzen die höchste wienerische Würstigkeit gegen alle Ansprüche literarischer und musikalischer Dramatik, im einzelnen die vornehmste Tonkünstlererschaft: so treten die Operetten von Johann Strauß vor uns; so traten sie vor die Jahrzehnte, in denen sie den Gang der heiteren tondramatischen Muse durch ein Verweilen im Wiener Walzerparadies aufhalten haben; und so trat vorgestern (Sonntag) im „Theater des Westens“ Strauß' Operette „Der lustige Krieg“, 21 Jahre alt, vor uns. Von den andern Bühnenwerken des Komponisten unterscheidet sie sich dadurch, daß in ihr nicht das „Ach, ich hab' sie ja nur“ und ähnliches, sondern das „Nur für Natur“ vorkommt — noch hineingeschneiter, noch tanzbodiger als seine Schwestermelodien. Amusementmenschen und Kunstfreunde:

beide finden ihre Rechnung hier und beim ersten Lied des holländischen Tulpenzüchters Walthar und bei dem wie aus Seide gesponnenen Quintett mit seinen melodramatischen Nachklängen und beim zweiten Finale und da und dort. Beide: die ersten in der Uebersetzung, daß sie der Kunst huldigen, wenn sie dem Publikum militärischer Damen huldigen, die letzteren in der Meinung, daß ein Stück mit so prächtigen Musikstücken doch ein großes Kunstwerk sein müsse.

Es war eine Sommeraufführung, aber eine verhältnismäßig gute. Heute ist in Berlin wenigstens so viel erreicht, daß die gefährlichste Sommerzeit von mehreren Theatern, zumal denen der leichteren Komödie, ausgefüllt wird. Dafür sind die sommerlichen Konzerte fast bis aufs Aussterben zurückgegangen. Nichts von Liedertafeln, von schwedischen Studenten, von amerikanischen Bumbums! Um so drohender zückt das kommende Ungewitter auf: nur noch wenig Wochen, und die Himmels- und Höllenschleusen öffnen sich, die philharmonischen mit dem trefflicheren Griff ihrer Konzertdirektion für das, was ziehen wird, andre mit dem Ringen des ersten Fortschrittstrebens, die meisten mit ihrer eigentümlichen Kombination von materiellem, gesellschaftlichem und kunsttechnischem Interesse. Vor diesem plätschernden Landregen steht eine Strauß-Operette noch immer gleichwie ein wolkenloser Sommertag der Fröhlichkeit da.

Mancher Stern unserer Bühnen ist in dieser Zeit den Weg derer gegangen, die dazu das Kleingeld haben, und für die sonst Zurückgehenden ist jetzt die Gelegenheit zum Vortreten gegeben. Wer einen Sinn für die Not des Bühnenlebens hat, wird sich da gern ein kleines Minus gefallen lassen. Besonders dann, wenn es so erfreulich ist, wie bei der Sängerin der Violetta, Lola Carena. Ihre ich nicht, so kommt sie eben aus irgend einer der Uebergenden her, will sich entbreteln und bekünsteln und studiert noch eifrig Gesang, wie man aus ihrer musterhaften Krusten, nur manchmal noch etwas harten, bemühten Singestimm heraus hören mag. Ihre Studien werden wohl auch die Spieltechnik umfassen; darin muß sie noch über manche Hilfslosigkeit hinauskommen. Sie ist jedenfalls ein sehr beachtenswerter Sopran, mit leichten, weichen Höhen. Sie vokalisiert besser als die meisten andren, z. B. als Oskar Braun (Umberto). Im übrigen ist dieser ein volltönender, etwas barhonal gefärbter Heldentenor; er hätte auch unter die als Bariton verlassenen Tenore geraten können, mit denen sich Fachzeitschriften gerne befassen. Der Tenor Siegfried Adlers erweist sich neben ihm und gerade in der Rolle des Marchese mit der gut betonten „Natur“-Arie als die richtige lyrische Stimme; im Piano hört man ihn gern, im Forte weniger gern. Als der Tulpenzüchter machte sich der gut routinierte Ferdinand Worms gut bekannt. Ein richtiger Bassbasso, mit weniger arger Possenhaftigkeit als H. Steffens, mit weniger überwältigender Gelenkigkeit als der derzeitige Nelsonvalescent R. Wellhof. Als Tulpenzüchters Gattin Else hatte Mathilde Erl eine größere Rolle, als ihr sonst meistens zu teil wird; macht sich gut, könnte noch etwas besser singen. Laura Detich als die fürstliche Kommandeuse erwies sich wieder so, wie wir sie kennen, und mehrere andre so, wie sie's eben können. Regie von Ferdinand Worms die stöbliche Operettenregie, in manchem nicht ganz durchgearbeitet. Kapellmeister neu: Alfred Schint; Dirigierweise nicht sehr neu, mit Vorliebe für Sforzato-Accente. Orchester brav. Publikum geistig. Blumen echt. Referent gut gewaunt. — sz.

Aus dem Tierleben.

— **Lachsforelle.** Die von der Regierung der Vereinigten Staaten errichtete Fischereikommission veröffentlicht eine Studie über den Lachs von Alaska, in der folgendes erzählt wird: Wenn die Laichzeit des Lachsweibchens gekommen ist, so wühlt es in dem sandigen und kiefigen Boden eines Sees oder Teiches eine Stelle, wo das Wasser etwa einen Meter tief ist, und macht mit dem Maul, das ihm als Spaten dient, ein Loch von runder Gestalt und etwa einem Meter Durchmesser. In dieses legt es die Eier, welche das Männchen sofort besucht, indem es seinen Milchstoff darüber spritzt. Hierauf decken Männchen und Weibchen das Loch mit Kies zu und entfernen sich, doch stets darüber wachend, daß kein Feind sich nähert. Ihr am meisten zu fürchtender Gegner ist die Forelle. Steigt der Lachs den Fluß hinauf, so folgt ihm die Forelle bis zu der Stelle, wo er laicht, umschwärmt das frische Nest und späht auf den Augenblick, wo sie die Eier rauben kann. Da diese aber sehr zahlreich sind, so bleiben immer noch eine große Menge auf dem Boden des Nests. Nach 3 bis 4 Monaten, zu Beginn des Frühjahrs, schlüpfen die kleinen Lachse aus und erdienen erst nach weiteren 5 Monaten an der Oberfläche des Wassers. Die Lachsforelle in den Gewässern von Alaska ist von großer Bedeutung. Seit zehn Jahren werden aus Alaska jährlich gegen 15 Millionen Kilo Lachs im Werte von 16 Millionen Mark ausgeführt. —

Technisches.

— **Hüte aus Papier.** Eine der größten Neuheiten auf dem Gebiete der Papierverarbeitung werden, wie die „Papierzeitung“ berichtet, nächstes Jahr auf dem Pariser Markte „papierne Strohhüte“ sein. Dieselben werden in zwei Ausführungen hergestellt, einer eleganten, teuern und einer billigen. Bei

letzterer wird der obere Boden mit der Hand aus dem Papier gestanzt und mit einem cylindrischen, die Höhe des Hutes bildenden Mantel verklebt und vernäht. Eine Draht-einlage giebt dem Hute die nötige Steifigkeit, ein Lederzug macht ihn wasserdicht, und schließlich wird er noch mit einem Bande geschmückt. Dieser billige Hut wird im Ladenverkauf weniger als 50 Centimes kosten. Die elegante Sorte sieht, besonders wenn sie aus strohgelbem Papier angefertigt ist, einem echten Strohhute täuschend ähnlich. Schreiber dieses sah einen solchen und bemerkte erst, daß er aus Papier hergestellt war, als dessen Besitzer darauf aufmerksam machte. Dieser Hut wird genau so angefertigt, wie die wirklichen Strohhüte. Das Papier wird in schmale Streifen geschnitten, welche, von der Mitte des Fußbodens anfangend, in Spirallinien flach gewickelt und gleichzeitig geklebt und genäht werden. Dieser Hut ist ohne Draht-einlage ebenso steif wie ein Strohhut. Nach dem Kleben und Nähen wird er mit einem wasserdichten Lade überzogen, innen mit Schweißband und eventuell mit Futter versehen und außen mit einem Bande geschmückt. Heute kosten diese Hüte noch etwa 3 Franken das Stück im Kleinhandel, doch sollen sie billiger werden. Der Artikel ist natürlich patentiert, und zwar nicht nur der Hut, sondern auch die Maschinen zu dessen Herstellung. Die Hüte werden in Lyon hergestellt. Das zur Herstellung dieser Hüte verwendete Papier ist sehr zähe und geschmeidig, zerreißt nicht beim Nähen und klebt gut. Etwas ganz Neues sind nun eigentlich papierne Strohhüte nicht. Schon vor 3 Jahren waren in Wien billige Damenhüte aus Pappdeckel zu sehen. —

Humoristisches.

— **Schlauer.** Zwei Juden aus Rußisch-Polen wandern nach Amerika aus. Auf der langen Seereise vertreiben sie sich die Zeit in derselben Weise, wie sonst auf dem heimallischen Marktplatz, wandern auf dem Zwischenland auf und nieder und „klären“, d. h. sie erörtern allerhand schwierige religiöse Fragen oder geben einander spitzfindige, zum Teil unmöglich zu lösende Rätsel auf. „Also, lieber Jankel“, sagt der eine, „wenn der Schiß tie lang 375 Fuß, breit achtzig und tief vierzig, wie alt mög sein der Kapitän?“ „Das ise nicht leicht“, erwiderte Jankel, „aber wart' bis morgen, jech werd' mer bestimmen und rechnen.“ Am andern Tage zur gewohnten Stunde tritt Jankel auf seinen Reisegefährten zu: „Also wie haste gesagt, lang soll der Schiß sein 375 Fuß, 80 breit und 40 tief? Dann muß der Kapitän alt sein 45 Jahr, zu gesund bis hundert!“ „Wie haste das ausgerechnet, Jankel?“ „Jech hob'n jefragen!“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Hermann Wahrs Komödie „Der Krampus“ wird die Anfangsvorstellung der „Modernen Bühne“ im Lessing-Theater sein; das Stück wird noch im September in Scene gehen. —

— „Lebenskünstler“ heißt ein neues Drama von Richard Voß, das im Münchener Residenz-Theater seine Erstaufführung erleben wird. —

— Die Daten der zehn Philharmonischen Abonnements-Konzerte unter Arthur Nikisch's Leitung sind: der 13. und 27. Oktober, 10. November, 1. und 15. Dezember, 12. und 26. Januar, 9. und 23. Februar, 10. März. Als Novitäten gelangen u. a. zur Aufführung: Weinartners II. Symphonie, eine Symphonie des russischen Komponisten Balalaeff, Victor d'Judys Suite „Médée“, Saint-Saëns' Ouverture „Barbares“, Sindings „Episode chevaleresque“. —

— „Wein-Horo-Tanz“ von R. Maschan ist die erste bulgarische Oper, die bis jetzt geschrieben wurde. Der Komponist beabsichtigt sein Werk an einer ausländischen Opernbühne zur Aufführung zu bringen. —

— Die beiden großen goldenen Medaillen der Berliner Kunstausstellung sind dem Maler Professor Arthur Kampf (Berlin) und dem Bildhauer Prof. Wilhelm v. Mann (München) zuerkannt worden. Die sieben kleinen Medaillen erhielten der Bildhauer Pietro Canonica (Turin), der Maler Alexander Köster (Clausen in Tirol), der Maler Hermann Hartwich (München), der Architekt Hans Gräffl (München), der Bildhauer Jules Lagae (Brüssel), der Maler Otto Heinrich Eugel (Berlin) und der Maler Karl Vöhne (Capri). —

— Der frühere Professor der Physiologie an der Wiener Universität, der „Kinder“-Schenk, ist gestorben. —

— **Mit der Schlinge.** Der Verein für die öffentliche Kunstsammlung in Hannover versendet ein Ansuchen, in dem sich folgender Passus befindet: „Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, bitten wir Sie, unserem Verein beizutreten und möchten uns erlauben, Sie mit dem Mindestbeitrage von 3 Mark für das Jahr in die Mitgliederliste einzutragen, wenn wir im Laufe der nächsten acht Tage keine gegenteilige Neuherung von Ihnen zu Händen unseres Schatzmeisters... empfangen. Etwasige Gerechtigkeit zu einem höheren Beitrag bitten wir ebenfalls dahin melden zu wollen.“ —